

Erich Häring

Die Ansichtskarte

Joh 12, 20–33

Herbert Kohler

**Suchende sind wir –
und Versuchte**

Mt 4, 1–11

R.-katholische Radiopredigt
Die Ansichtskarte
Pfarrer Erich Häring
Käsereistrasse 1, 8593 Kesswil

3

Evangelische Radiopredigt
Suchende sind wir – und Versuchte
Pfarrer Herbert Kohler
Rütistrasse 9, 8032 Zürich

8

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: verlag@canisius.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement ab 2002, zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

Die Ansichtskarte

Joh 12, 20–33

Ich stecke den Schlüssel in das Schloss. Ich drehe ihn. Das Postfach schwappt auf. Die Briefe schlingern mir in die Hände. Rasch sehe ich die Couverts durch. Beinahe fertig, fällt mir die Karte auf. Ein paar Grussworte. Von Freunden. Aus Salzburg. Wie schön! Und: wie immer, eine bunte Briefmarke. Ein Tropfen Farbe im grauen Nebelmorgen. Ich lasse ihn auf dem Boden vor der kleinen Dorfpost liegen. Ich bin in Eile. Wenn ich nicht losfahre, komme ich zu spät zur Sitzung. Ich werfe den Inhalt des Postfachs auf den Beifahrersitz. Zündschlüssel drehen, Gang einlegen. Los! Durch den Kreisel auf die Hauptstrasse.

Irgendetwas ist anders heute. Ein Ton. Ein Geruch. Die Beweglichkeit des Lenkrades. Das Licht in der Windschutzscheibe. Der kaum mehr zu hörende Motor. Ich kontrolliere die Bremsen. Sie funktionieren. Benzin und Öl sind normal. Die Uhr am Armaturenbrett stimmt mit der Zeitangabe im Autoradio überein. Das Auto nimmt die nächste Kurve wie immer. Schon kommt links das Haus, das kommen muss. Trotzdem ist heute etwas anders. Heller. Farbiger. Kräftiger. Klingender. Ich biege rechts ab. Rechts! Jetzt habe ich es. Auf dem Beifahrersitz. Rechts neben mir. Der Inhalt des Postfachs. Die vordere Seite des Kartengrusses aus Salzburg. Eine Fotografie, die auf leichten Flügeln über die Dächer der Altstadt zwischen allen Kirchtürmen hindurch gleitet. Ein in wenigen Farben festgehaltener Blick, gerade recht für eine Postkarte, tausendfach gedruckt, dahin und dorthin versandt. Manchmal näher. Manchmal über Meere hinweg. Ein zur Fotografie gemachter Moment aus dem Postfach, zwischen Protokollen, Rechnungen und Reklamen. Ein Kartengruss auf dem Beifahrersitz. In Eile hingeworfen, am Dienstagmorgen vor einem typischen

Sitzungstag. Eine Postkarte, wie viele andere auch, nicht einmal richtig beachtet. Ein Bild, das ohne Lärm und Aufwand, mir unbewusst, seinen Weg zu mir gefunden hat. Die Karte berührt mich und meine Sehnsucht. Sie rührt meine Hoffnungen auf. Sie zwingt den nebligen Alltag, einen Blitz von Licht, Farbe und Melodie in mein Bewusstsein zu lassen. Sie hält ein Versprechen von Glück, Zufriedenheit und gelöstem Leben wach. Die Karte macht den vor mir liegenden Besprechungen und Traktandenlisten das Recht streitig, das ganze Leben zu sein.

Als das Johannesevangelium am Beginn des zweiten Jahrhunderts geschrieben wurde, gab es noch keine Briefmarken, keine Fotoapparate und keine Postkarten. Dennoch platziere ich den für den heutigen Sonntag in den katholischen Kirchen vorgesehenen Abschnitt aus diesem Evangelium in eine ähnliche Situation. In der Übersetzung von Fridolin Stier wird den Leserinnen und Lesern des Johannesevangeliums nicht eine Ansichtskarte von Salzburg, dafür eine Strassenszene aus Jerusalem vor Augen geführt:

Da waren einige Griechen unter denen, die hinaufstiegen, um sich vor dem Fest tief zu verneigen. Die traten nun an Philippus heran – den aus Betsaida in Galiläa. Und sie fragten ihn: Herr, wir möchten Jesus sehen. Philippus geht und sagt es Andreas. Andreas und Philippus gehen und sagen es Jesus. Jesus aber hebt an und sagt: Gekommen ist die Stunde, dass der Menschensohn verherrlicht werde. Wahr, ja wahr ists, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Stirbt es aber, so trägt es viel Frucht. Wer sein Leben lieb hat, der wird es zugrunde richten; doch wer sein Leben hasst in dieser Welt, der wird es zu unendlichem Leben bewahren. Wenn einer mir dient, so folge er mir. Und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein. Wenn einer mir dient, wird mein Vater ihn ehren.

Jetzt ist mein Leben durcheinandergeraten. Und was soll ich sprechen: Vater errette mich aus dieser Stunde? – Nein um des-

setwillen bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verherrliche deinen Namen! Da kam eine Stimme aus dem Himmel: Ich habe verherrlicht und abermals werde ich verherrlichen. Die Leute nun, die dastanden und hörten, sagten: Ein Donner sei ergangen. Jesus hob an und sprach: Nicht meinetwegen ist diese Stimme ergangen, sondern euretwegen. Jetzt ist Gericht über diese Welt. Jetzt wird der Anführer dieser Welt hinausgeworfen. Ich aber, wenn ich erhöht bin von der Erde: Ich werde alle zu mir ziehen. Das aber sagte er, um anzuzeigen, welchen Tod er sterben sollte.

Wer das Johannes-Evangelium bis hierher am Ende des zwölften Kapitels gelesen hat, ist Menschen begegnet, deren Leben glücklich, gefüllt, farbig, von Musik und von Gott durchweht worden ist. Wer sich durch die vorangehenden Seiten gelesen hat, weiss, dass ein aus Galiläa gebürtiger Jesus, der Sohn einer Maria, immer in diese sich öffentlich abspielenden Geschichten verwickelt ist. Gerüchte von diesen Ereignissen müssen sich unter das Gewühl des religiösen Festes in Jerusalem geschlichen haben. Ausländer, Griechen, vom Leben verwöhnte und gejagte Menschen, schnuppern an den grundlegenden Lebensfragen. Die Touristen aus den überseeischen Grossstädten Korinth und Athen möchten Jesus sehen. Es ist die Rede von dem, was jeden Tod hinter sich lässt. Zum Leben soll, entgegen vielen anders lautenden Behauptungen, ein innerer Glanz gehören. Gott scheint nicht nur ein Verlegenheitswort, sondern verständlich und sinnvoll zu sein.

Die ersten zwölf Kapitel des Johannesevangeliums – Ansichtskarten von Gott und gelungenem Leben? Für mich in vielem einem Kartengruss ähnlich, der auf 13 mal 18 Zentimeter Erinnerungen nach gestaltetem Leben aufflackern lässt und Sehnsucht an die Oberfläche schwemmt.

Postkartenglaube blitzt es mir durch den Kopf. Ansichtskartenreligiosität! Ich erschrecke. Ich merke, wie ich mich durch meinen Alltag im öffentlichen Gewühl aufhalten lasse. Bei den

Griechen des Johannesevangeliums. Bei den vielen, die Sehnsucht spüren. Sehnsucht nach etwas mehr als nur Beruf, Freizeit und einem ausgeglichenen Bankkonto.

Eine Ansichtskarte. Gefühle nach Leben werden wach. Nach Minuten sind sie von der Alltagslawine verschüttet. Ich selber lasse es seit Jahren beim Kartengruss. Nie mehr habe ich ein Bahnbillett nach Salzburg gelöst.

Lese ich im Johannesevangelium vom heutigen Abschnitt weiter, fällt mir auf: Das dreizehnte Kapitel nimmt mich draussen weg in Häuser und Zimmer hinein.

Heisst das, ich muss näher an Jesus heran, wenn Gott nicht nur ein Verlegenheitswort bleiben soll? Wird es besser sein, den Autoschlüssel, den Inhalt des Postfachs, die Sitzungstraktanden auch draussen lassen zu können?

Das sagt sich leicht. Der Schritt von der Öffentlichkeit eines gewöhnlichen Wochentages in die persönliche Nähe Jesu ist eine weite Reise. Weiter als die Reise von der Postkarte auf dem Beifahrersitz bis nach Salzburg. Wenigstens für mich.

Über Gott reden; Gott zu einem Traktandum zu machen, Gott in einer nostalgischen Nische ein gestyltes Altärchen zu gewähren, ist einfach. Gott rückhaltlos zu trauen. Sich in das Haus hinein nehmen zu lassen; die Türen für auch berufliche und theologische Fluchtmöglichkeiten zu schliessen; mich nur mit mir selber auf Griffnähe Jesus gegenüberzustellen, ist ein Risiko. Das Risiko der Wahrheit. Das Risiko der Wahrheit, was Leben wirklich ist. In aller Tiefe. In allen Farben. In allen Herausforderungen. In allen Gefährdungen. In seinen Untergängen. In seinen gesprengten Gräbern. In seiner ganzen Fülle.

Noch auf dem Weg. Zur Sitzung. Im Auto. Ich tauche in ein Waldstück. Zwischen den Bäumen winken die Alpen aus dem

Nebel. Ich biege in einen Waldweg ein. Ich halte an. Ich nehme die Ansichtskarte. Ich steige aus. Salzburg bleibt weit weg. Die Traktanden und Termine liegen im Auto.

Im Wald. Zwischen Bäumen und vom Säntis durchstochenem Nebel fühle ich mich einen Moment im Haus. Im Haus des Lebens. Im Licht. Im Licht des Weizenkorns, das aus dem Acker wächst.

Suchende sind wir – und Versuchte

Mt 4,1–11

Anfänge sind etwas Besonderes. Sie verdienen eine ausserordentliche Aufmerksamkeit. Und Übergänge, die zu etwas Neuem führen, ebenso.

Etwa dann, wenn man eine neue Aufgabe übernimmt, ein neues Amt oder eine neue Stelle antritt. Oder dann, wenn man eine neue Beziehung eingeht. Dann prüft man gründlich, geht in sich, bespricht sich mit sich und den engsten Vertrauten, bis die Entscheidung gereift ist zum Entschluss. Aber oft bleibt auch dann noch ein Stück Ungewissheit übrig. Ist es die richtige Entscheidung gewesen?

Jede Entscheidung trägt ein Risiko in sich. Und vor allem: Es gibt sie nicht, die hundertprozentige Sicherheit. Es gibt sie nicht, die einzig richtige Antwort in den wesentlichen Lebensfragen. Und dies gilt auch für den Glauben.

Doch tun wir uns damit gerade schwer, und wir mögen sie nicht, die Lebenssituationen, in denen wir geprüft werden – geprüft auf unsere Mitte und auf unsere Bestimmung.

Wir suchen sie nicht, jene Zeiten, in denen es darum geht, den inneren Weg zu finden – mitten im Alltagstrott, im Kreis der täglichen Verpflichtungen. Wo wir uns fragen lassen müssen, ob wir uns treiben lassen, einfach mitschwimmen im grossen Strom des gewöhnlichen Lebens.

«Es gibt ein Problem», sagt Antoine de St. Exupéry, «es gibt ein Problem, ein einziges auf der ganzen Welt: den Menschen eine geistige Sinndeutung ihres Daseins, eine Art geistige Unruhe und Sehnsucht wiederzugeben. Man kann nicht auf Dauer leben

von Kühlschränken, Politik, Finanzen und Kreuzworträtseln – man kann es einfach nicht.»

Den Menschen eine Art geistige Unruhe und Sehnsucht zu geben – das ist es, was mich fasziniert an diesem Wort des Dichters. Weil es hier um etwas geht, weil etwas auf dem Spiel steht, weil es um den Lebensnerv geht. Wir sind Suchende und darum gibt es Situationen, wo wir geprüft werden.

Dies gilt besonders auch für den Weg des Glaubens. Das alte Wort für solche Prüfungen heisst in der Bibel: Versuchung. Wenn Gott in Versuchung führt, dann will er Menschen nicht zugrunde richten, sondern prüfen. Prüfungen sind Bewährungsproben.

Sie sollen verhindern, dass sich das Leben unbemerkt von Gott entfernt, der Glaube stumpf wird und die Liebe kalt. Sie sollen verhindern, dass jene geistige Unruhe verlorenght.

Im Evangelium wird die Geschichte von der Versuchung Jesu erzählt. Es heisst in Matthäus 4:

«Dann wurde Jesus vom Geist in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden. Als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn schliesslich.»

(Mt 4,1)

Die Geschichte von der Versuchung folgt unmittelbar auf die Geschichte von der Taufe Jesu. Zwei Geschichten, die den Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit markieren. Zwei Geschichten, die ihn auf den Weg bringen. Auf einen besonderen Weg.

Auch Jesus ist nicht als Meister vom Himmel gefallen. Auch er muss seinen Weg erst finden. Auch er muss werden zu dem, der er ist, vor Gott und den Menschen. Darum geht er zuerst hinaus, hinaus in die Wüste. Dort verbringt er 40 Tage und Nächte fastend.

Da draussen ist niemand mehr Herr über sich selbst. Auch nicht Herr über seine Sinne. Äussere Wahrnehmung weicht der inneren. Bilder und Visionen steigen auf.

Drei Versuchungen treten an Jesus heran. Die erste Versuchung heisst: Mach aus Steinen Brot.

Wer Brot gibt, vor dem liegen die Menschen auf die Knie. Wer Brot hat, hat die Macht über Menschen: «Gibst du Brot, so werden dich die Menschen anbeten; denn am Brot zweifelt niemand» – sagt der Grossinquisitor bei Dostojewski. Das ist wahr. Doch man kann der Versuchung des Brotes erliegen. Daran krankten wir, in unserem Glücksdenken in der westlichen Welt. Denn das Brot allein ist zu wenig zum Leben.

Die zweite Versuchung heisst: Stürz dich vom Tempel hinab. Der Tempel ist der Ort der Gegenwart Gottes. Es ist die Versuchung eines mächtigen Glaubens. Stürz dich hinunter, denn dein Glaube verleiht dir Allmacht. Der Glaube lässt dir Flügel wachsen. Du bist leicht. Du kannst dich hinwegsetzen über ein Leben in Zweifel und Anfechtung.

Die dritte Versuchung heisst: Setze auf Macht. Übe Herrschaft aus und verbinde sie mit hohen Idealen. Sag, dass Frieden kommt, wenn die Richtigen an der Macht sind. Sag, dass es jetzt um eine neue Weltordnung geht. Sag, dass es um den Kampf gegen das Böse geht.

So tönt es gerade jetzt in den Zeiten des Krieges. Oft hat sich in der Geschichte auch die Kirche versuchen lassen von solcher religiös verpackter Macht.

Es ist eine raffinierte Geschichte, diese Versuchungsgeschichte. Sie steckt voller Verführungskraft. Sie packt uns selbst, weil wir Suchende sind. Wir können versucht werden, an unseren schwachen Stellen, an den grossen Wünschen: Brot nach 40 Tagen Hungern und Fasten – ist doch wunderbar. Vertrauen zu Gott – ohne Anfechtung glauben, ist doch grossartig. Die Macht in der Hand der Guten – dafür lohnt es sich zu kämpfen. Die Versuchung ist bei Leibe nicht eindeutig.

«Wenn wir nicht von Zeit zu Zeit aus dem Zirkel der täglichen Verrichtungen austreten, werden wir in unseren Bewegungen – seelisch und körperlich – steif. Der Blick auf unsere Umgebung ist immer derselbe, das Weltbild verfestigt sich. Und mit der Zeit tun wir so, als wüssten wir, wie das mit dem Leben so ist» – schreibt Bruno Dörig in seinem Büchlein «Schenk dir einen Wüstentag».

Und er empfiehlt: «Ich schenk mir ganz allein einen Tag, an dem es nur darum geht, alltägliche Lebensvollzüge wie Gehen, Atmen, Essen neu zu lernen. Eine Art Leben in Zeitlupe. Um besser zu erkennen und zu verstehen, wer ich bin und in welcher Umgebung ich lebe.»

Vielleicht sollten wir also mit so einem Wüstentag anfangen. Es müssen nicht gleich 40 Tage sein. Vielleicht sollten wir uns wagen, herauszutreten, innerlich und äusserlich loslassen. Um jenen Geist kennenzulernen, der Jesus geführt hat, in die Wüste, in die geistige Unruhe und aus ihr heraus.

Wir stehen in der Fasten- und Passionszeit. Es ist die Zeit, in der viele Menschen das Loslassen üben. Auf bestimmte Dinge verzichten, um bewusster zu spüren, was uns wirklich trägt. Zu spüren, welcher Geist uns bestimmt. Zu spüren, dass Gott uns trägt auf dem Weg nach Innen.

Suchende sind wir und Versuchte. Wir bleiben als Glaubende immer wieder versucht. Wir zweifeln und wir glauben gleichzeitig. Dabei sind wir nicht allein.

Eines bringt uns die Versuchung: wir werden heilsam verunsichert. Wir werden befreit von unserem Wahn, alles machen zu können. Wir lernen, etwas weniger selbstherrlich zu sein.

Und eines wissen wir, dass wir auch in der Versuchung, auch dann, wenn unser Leben und unser Glaube auf dem Spiel steht – einen Platz vor Gott haben.

Das ist die Gewissheit, die mir der Glaube gibt. Er sagt mir, dass Gott unverfügbar bleibt, unbestechlich auch: in seiner Gnade, in seiner Barmherzigkeit, in seiner Güte. Er macht sich nicht abhängig von uns. Und er lässt sich auch nicht zwingen. Nicht von unseren persönlichen Wünschen. Und auch nicht von den Wünschen der Herren der Welt. Möge er uns gerade jetzt Weisheit geben und Mut für die Ängste und die Sorgen, für das Leben heute und morgen – und eine geistige Unruhe.